

# Gedenkstunde zum 75. Jahrestag der Reichspogromnacht

Alles Blut aus meinem Herzen



HESSISCHER  
LANDTAG



Schriften des Hessischen Landtags

Heft 22

## **Schriften des Hessischen Landtags**

- Heft 1 Bioethik-Symposium des Hessischen Landtags am 17. November 2001  
Wiesbaden 2002
- Heft 2 Gedenkveranstaltung für die Opfer des Nationalsozialismus am  
27. Januar 2004 im Plenarsaal des Hessischen Landtags  
Wiesbaden 2006
- Heft 3 Gedenkveranstaltung für die Opfer des Nationalsozialismus am  
27. Januar 2005 im Stadtverordnetensaal des Wiesbadener Rathauses  
Wiesbaden 2006
- Heft 4 Gedenkveranstaltung für die Opfer des Nationalsozialismus am  
26. Januar 2006 im Hessischen Landtag  
Wiesbaden 2006
- Heft 5 Gedenkveranstaltung für die Opfer des Nationalsozialismus am  
27. Januar 2007 im Ständehaus Kassel  
Wiesbaden 2008
- Heft 6 Symposium „Schutz des Lebens und Selbstbestimmung am  
Lebensende“ am 12. März 2007 im Hessischen Landtag  
Wiesbaden 2008
- Heft 7 Festveranstaltung des Hessischen Landtags zum 60-jährigen  
Jubiläum des Unterausschusses Justizvollzug am 11. Mai 2007  
in der Justizvollzugsanstalt Rockenberg  
Wiesbaden 2008
- Heft 8 Gedenkveranstaltungen für die Opfer des Nationalsozialismus am  
27. Januar 2008, 26. Januar 2009 und 27. Januar 2010 und aus  
Anlass des 70. Jahrestages der Reichspogromnacht am  
10. November 2008  
Wiesbaden 2010
- Heft 9 Feierliche Übernahme des neuen Plenarsaals am 4. April 2008  
und Verabschiedung der ausscheidenden Abgeordneten der  
16. Wahlperiode des Hessischen Landtags und  
Einweihung des neuen Plenargebäudes  
Wiesbaden 2010
- Heft 10 20. Jahrestag der friedlichen Revolution in der ehemaligen DDR  
und Beginn der partnerschaftlichen Zusammenarbeit  
von Hessen und Thüringen. Symposium am  
18. September 2009 im Hessischen Landtag  
Wiesbaden 2010

- Heft 11 9. November – Ein Tag deutscher Geschichte. Vortragsveranstaltung mit Prof. Dr. Eckart Conze am 10. November 2009 im Hessischen Landtag Wiesbaden 2010
- Heft 12 Verleihung des Hessischen Friedenspreises 2009 an Dekha Ibrahim Abdi Wiesbaden 2010
- Heft 13 Unrechtsschicksal der Heimkinder der 50er und 60er Jahre. Öffentliche Anhörung des Ausschusses für Arbeit, Familie und Gesundheit am 29. Oktober 2009 Wiesbaden 2011
- Heft 14 50-jähriges Bestehen des Vertrages des Landes Hessen mit den Evangelischen Kirchen. Veranstaltung des Hessischen Landtags und der Evangelischen Kirchen am 28. Juni 2010 Wiesbaden 2011
- Heft 15 Verleihung des Hessischen Friedenspreises 2010 an Ismail Khatib Wiesbaden 2011
- Heft 16 20 Jahre Deutsche Einheit. Feierstunde 28. September 2010 Wiesbaden 2011
- Heft 17 Die Mauer. Eine Grenze durch Deutschland. Gedenkveranstaltung und Ausstellungseröffnung am 16. August 2011 im Hessischen Landtag Wiesbaden 2011
- Heft 18 Verleihung des Hessischen Friedenspreises 2011 an Sadako Ogata Wiesbaden 2011
- Heft 19 Gedenkveranstaltung für die Opfer des Nationalsozialismus und Eröffnung der Ausstellung „Ein Leben aufs neu“ am 27. Januar 2012 im Hessischen Landtag Wiesbaden 2012
- Heft 20 Verleihung des Hessischen Friedenspreises 2012 an Elisabeth Decrey Warner Wiesbaden 2012
- Heft 21 Verleihung des Hessischen Friedenspreises 2013 an Imam Dr. Muhammad Ashafa und Pastor Dr. James Wuye Wiesbaden 2013

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek  
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen  
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über  
<http://dnb.ddb.de> abrufbar

**Impressum:**

Herausgegeben von Norbert Kartmann,  
Präsident des Hessischen Landtags  
Redaktion: Hubert Müller, Susanne Baier, Karin Caetani, Natascha Langer  
Fotos: Erhard Blatt; Foto Hilda Stern: Werner V. Cohen  
Herstellung: Druckhaus Lokay e.K., Reinheim  
ISBN: 978-3-923150-54-0

© 2013 Hessischer Landtag, Wiesbaden, Schlossplatz 1 – 3

## **Inhalt:**

### **Gedenkstunde zum 75. Jahrestag der Reichspogromnacht**

#### **Alles Blut aus meinem Herzen**

### **Begrüßung**

#### **Norbert Kartmann**

Präsident des Hessischen Landtags..... 9

### **Grußwort**

#### **Volker Bouffier**

Hessischer Ministerpräsident ..... 13

### **Rezitationen und Musik**

**Lilli Schwethelm und Georg Crostewitz** ..... 19

### **Anhang**

#### **Statt einer Einleitung**

**Werner V. Cohen** ..... 32



Landtagspräsident Norbert Kartmann

# Begrüßung

## Norbert Kartmann

*Präsident des Hessischen Landtags*

Ich begrüße Sie ganz herzlich zu einer Gedenkstunde aus Anlass des 75. Jahrestags der Reichspogromnacht 1938. Ich freue mich sehr, dass Sie hierhergekommen sind. Ich begrüße ganz herzlich Herrn Ministerpräsidenten Bouffier unter uns. Ich begrüße alle Abgeordneten aus Bundestag und Landtag, insbesondere Frau Vizepräsidentin Hammann vom Hessischen Landtag. Ich begrüße den Präsidenten des Staatsgerichtshofs Herrn Dr. Paul. Ich begrüße die Mitglieder des Landeskabinetts der Hessischen Landesregierung. Ich begrüße ganz herzlich die Vertreter von Institutionen, Verbänden, nachgeordneten Regierungsinstitutionen, der Bundeswehr, der U. S. Army; ich begrüße die Vertreterinnen und Vertreter der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Wiesbaden, des Verbandes Deutscher Sinti und Roma Landesverband Hessen und der Kommunalen Familie; diese ist heute auch anwesend. Ich begrüße auch herzlich die Schülerinnen und Schüler der Schulen in Wiesbaden. Ich freue mich wirklich, dass Sie hierhergekommen sind.

Es geht um einen Gedenktag. Der 9. November 1938, der der Anlass ist, weshalb wir uns heute hier treffen, ist der Tag, an dem der über Jahre aufgehetzte Nazi-Pöbel Synagogen und jüdische Geschäftshäuser zerstörte. Dieser Tag, diese Nacht war vor 75 Jahren, als in Deutschland die Synagogen brannten, als eigentlich jedem in Europa, ja weltweit, klar werden musste, dass in Deutschland ein Terrorregime herrschte.

Alljährlich, auch heute wieder, gedenken wir dieses schrecklichen Ereignisses hundertfach in den Städten und Gemeinden, an Stätten ehemaliger Synagogen in Hessen, und wir waren der Auffassung, dass es zu diesem besonderen Datum des 75. Jahrestags dieses schrecklichen Ereignisses auch im Hessischen Landtag zu einer zentralen Gedenkstunde kommen muss.

Meine Damen und Herren, sich zu erinnern - das wissen wir -, ist die einzig wirksame geistige Arbeit gegen das Vergessen. Wir haben in den letzten Jahrzehnten eine, wie ich meine, richtige, wichtige und gute Gedenkkultur aufgebaut, denn Gedenken ist Erinnern. Wir haben eine Kultur der Begegnung mit Gedenkstätten aufgebaut. Es sind Stätten wider das Vergessen.

Um das zu verstärken, um Botschaften in die Bevölkerung auszusenden, machen wir Gedenkveranstaltungen. Gedenkveranstaltungen sind Veranstaltungen zur Verstärkung des Erinnerns. Dazu gibt es - das ist mit Sicherheit richtig - keine Alternative.

Meine Damen und Herren, es geht um das Wachhalten, um das Verantwortungsbewusstsein, welches wir gegenüber den Opfern haben. Es geht darum, dieses Wissen an eine Generation weiterzugeben, die nicht mehr in der Lage ist, mit denen zu reden, die Opfer waren, also mit der Generation, die das erlebt hat, sodass wir Wege finden müssen, das Wissen um diese schreckliche Zeit, um die schrecklichen Taten und die schrecklichen Tage so in den Köpfen zu verfestigen, dass es wiederum auch die nächste Generation nicht vergisst, auch wenn es dann unter Umständen nur noch - das sage ich in Anführungszeichen - ein historischer Rückblick ist. Und das ist ein Teil dessen, was unsere Aufgabe ist: zu vermitteln. Dazu gehören Erlebnisse des Hörens und des Sehens. Wir hören es, wenn wir darüber reden, und wir sehen es, wenn wir die Stätten des Grauens besuchen, sodass diese Stätten unserer besonderen Aufmerksamkeit zuzuordnen sind.

Wenn in den letzten Jahren und Jahrzehnten in vielen Städten und Gemeinden immer wieder gerade die Geschichte der Juden aus den verschiedenen Städten und Gemeinden aufgearbeitet wird, die entweder in den KZ umgekommen oder eben emigriert sind, wenn man sie zu Besuchen in ihre angestammte Heimat einlädt, dann auch ihre Angehörigen, ihre Kinder und Enkelkinder hierherkommen, oder wenn wir über unsere Geschichtsschreiber in den Städten und Gemeinden schauen, wo denn dort die Synagoge stand, und Gedenksteine errichten, an denen heute dieser Reichspogromnacht gedacht wird, wenn wir uns selbst in Dörfern bis zum heutigen Tage immer wieder davon erzählen, logischerweise mit sehr alten Menschen, und gefragt wird: „Wie war das denn damals in der Nacht, weißt du das noch?“, dann erfährt man Dinge, die einen erschrecken.

So wurden Synagogen nicht angesteckt, weil sie neben dem Haus des NSDAP-Vorsitzenden standen, man riss sie aber ab, fuhr sie auf die grüne Wiese und steckte das Holz an. Wenn wir das den jungen Leuten nicht sagen, werden sie es auch nicht erinnern können. Das heißt, sie brauchen nichts zu vergessen, weil sie es nicht wissen. Deswegen sind solche Tage ganz wichtig, und deswegen freue ich mich sehr, dass wir hier heute diese Gedenkstunde haben – neben den vielen, hundertfachen draußen im Lande. Ich möchte mich bei allen in unserem Lande bedanken, die sich dieser Erinnerungsarbeit verschreiben.

Diese Gedenkstunde heute ist etwas anders; wir haben Rezitationen. Dazu begrüßen wir herzlich Lilli Schwethelm, die uns vortragen wird. Dazwischen haben wir Musik von Georg Crostewitz. Ich hoffe sehr, dass es eine sehr einprägende Gedenkveranstaltung wird. Ich möchte an dieser Stelle noch einmal herzlich für Ihre Anwesenheit und den Mitwirkenden sowie Herrn Ministerpräsidenten Bouffier danken, dass er heute unter uns ist und zu uns sprechen wird. Gedanken zum Tage, das Wort hat Herr Ministerpräsident Volker Bouffier.



Hessischer Ministerpräsident Volker Bouffier

# Grußwort

## Volker Bouffier

*Hessischer Ministerpräsident*

Sehr geehrter Herr Landtagspräsident, verehrte Kolleginnen und Kollegen Abgeordnete! Meine sehr verehrten Damen und Herren, ich begrüße Sie ebenfalls sehr herzlich, auch im Namen meiner anwesenden oder heute in vielen Teilen unseres Landes an anderer Stelle ebenfalls tätigen Kolleginnen und Kollegen der Hessischen Landesregierung. Ich bitte Sie zunächst um Entschuldigung, dass meine Stimme hoffentlich durchhält. Ich war bisher von den allseitigen Erkältungskrankheiten verschont, aber im Moment hat es zugeschlagen; ich wollte aber heute hier sein.

Meine Damen, meine Herren, wir haben vor wenigen Wochen Marcel Reich-Ranicki zu Grabe getragen. Er schreibt in seinem Vorwort zu seiner Autobiografie „Mein Leben“, diese Autobiografie sei „voll von kleinen Geschichten, die helfen, die große Geschichte besser zu verstehen“. Reich-Ranickis literarisches Werk aber lebt: die bedrückenden Schilderungen vom Alltag im Warschauer Ghetto, die vielfachen Schikanen, die er und viele andere in Deutschland erfahren mussten. Sein Werk „Mein Leben“ wird heute in vielen Schulen, nicht nur bei uns in Hessen, gelesen. Es vermittelt uns eine Ahnung von dem, was Jüdinnen und Juden - nicht nur sie, sie aber besonders - erlitten haben, was sie, wie alle Opfer der nationalsozialistischen Verbrechen, ihr ganzes Leben lang begleitet hat und was sie nicht mehr losgeworden sind.

Viele Nachgeborene - ich möchte das gern aufgreifen, was der Präsident gesagt hat -, also diejenigen, die heute jung sind oder nicht zur berühmten „Erlebnisgeneration“ gehören, fragen sich doch: Wie konnte das eigentlich geschehen, als vor 75 Jahren überall im Land die Synagogen brannten, jüdische Wohnungen und Geschäfte geplündert, Menschen bedrängt, geschlagen, gefoltert und ermordet wurden und als die ersten Deportationszüge rollten, als also an diesem Tag im wahrsten Wortsinne - auch unmittelbar hier, praktisch vor der Haustür dieses Hessischen Landtags - die große jüdische Synagoge auf dem Wiesbadener Michelsberg in Schutt und Asche versank und jahrhundertealtes jüdisches Kultur- und Geistesleben mit ihr?

Wie konnte das geschehen? – Nichts davon geschah im Geheimen. Im Gegenteil: Gewalt und Mord geschahen mitten unter uns. Viele machten

mit, nicht wenige klatschten, und die Allermeisten schauten weg. Ich habe heute Morgen in einer Gießener Zeitung einen Bericht über Überlebende in der kleinen Gemeinde Buseck gelesen, wo man Zeitzeugen und einen Bericht von den damaligen Ereignissen in der „Heimatzeitung“ geschildert hat, und dieser war überschrieben mit: „Es herrschte Volksfeststimmung“.

Dieser 9. November ist auch 75 Jahre danach eine Schande für unser Land, und es ist bis heute eine offene Wunde. Die Ausgrenzung, die Entrechtung, die Verfolgung der Juden - und nicht nur der Juden - begann nicht an diesem 9. November 1938. Sie begann viel früher; und sie endete, wie wir alle wissen, nicht an diesem Tag. Die Novemberpogrome warfen einen glutroten Schein voraus auf das, was die Vernichtungsmaschinerie der Nationalsozialisten anschließend anrichtete und über 6 Millionen Juden das Leben kostete. Meine Damen und Herren, trotzdem reicht diese bedrückende Zahl, reicht nicht einmal die Statistik dieses Grauens aus, um eigentlich die Dimension dessen zu erfassen, was da geschehen ist. Es braucht, ganz im Sinne Reich-Ranickis, die vielen kleinen Geschichten, um die große Geschichte überhaupt irgendwie zu verstehen, dann wird klar, dass hinter den Zahlen und hinter der Statistik immer ein Mensch steht.

Einrichtungen wie das Fritz Bauer Institut in Frankfurt, die Arbeitsstelle Holocaustliteratur an der Universität Gießen und viele andere mehr widmen sich dieser Erinnerungsarbeit. Ich bin sehr dankbar dafür, dass es viele engagierte Menschen gibt - ältere, aber auch viele junge, was uns Mut machen kann -, die sich den Einzelschicksalen der Verfolgten, der Opfer und Ermordeten widmen, die ihnen Stimme und Gesicht geben, die das Grauen sozusagen erkennbar werden lassen. Das sind Zeitzeugen, Künstler, Lehrer und viele andere mehr. Sie leisten einen wichtigen Beitrag, auch um uns davor zu bewahren, in Rituale abzugleiten; sie machen uns immer klar, dass es eben nicht nur darum geht, die Dimension zu erfassen, sondern dass jedes einzelne Opfer Anspruch hat, dass man das nicht vergisst.

Unter denen, die nach dem 9. November 1938 aus Hessen deportiert wurden, befanden sich auch der Journalist und spätere Ehrenvorsitzende des Hessischen Journalistenverbandes Artur Lauinger aus Frankfurt, der viele Jahre bei der „Frankfurter Allgemeinen“ wirkte. Es befand sich Hilda Stern Cohen dabei. Frau Stern Cohen ist in einem kleinen Dorf im Vogelsberg, in Nieder-Ohmen, aufgewachsen, später in Frankfurt. Von beiden werden wir nachher Texte hören. Wir werden auch einen Text von Elie Wiesel, des berühmten amerikanischen Schriftstellers und Friedensnobelpreisträgers, hören.

Ihre Gedanken und Biographien stehen stellvertretend für Millionen jüdischer Mitbürger. Sie helfen uns zu erahnen, welch unvorstellbares Leid ihnen widerfuhr. Hilda Stern Cohen hat mit den Worten - ich zitiere -: „Genagelt ist meine Zunge an eine Sprache, die mich verflucht“ drastisch beschrieben, was für sie der Verlust von Heimat, Werten, Würde und Familie bedeutet. Sie hat dies auch in der Sprache der Opfer getan, die auch die Sprache der Täter war. Alle drei Autoren überlebten. Ihre Familien aber, ihre Freunde, waren tot, ihre Wurzeln hatte man getötet und abgeschnitten.

Wir werden heute zum ersten Mal - jedenfalls nach meiner Erinnerung; der Präsident hat darauf hingewiesen - in dieser Gedenkstunde eine andere Form dieses Gedenkens erleben. Die Künstler Lilli Schwethelm und Georg Crostewitz haben es sich zur Aufgabe gemacht, die Texte und Gedichte der Holocaustüberlebenden, der früheren hessischen Mitbürgerin Hilda Stern Cohen, künstlerisch zu bearbeiten. Sie haben diese Texte vertont; sie haben ein Hörbuch erarbeitet, und sie sind vielfach unterwegs und treten auf, um uns szenisch, künstlerisch ein Stück weit zu vermitteln, um was es heute geht: um das, was Menschen erlitten haben.

Ich möchte mich ausdrücklich bei Frau Schwethelm und Herrn Crostewitz für diese Arbeit bedanken. Sie leisten einen wichtigen Beitrag für die von Ihnen, Herr Präsident, angesprochene Erinnerungsarbeit. Wir, die wir heute zusammengekommen sind, wissen, der 9. November war ein Fanal, und er war ein besonders herausragendes Ereignis der Verfolgung und der schlussendlich systematischen Ermordung der Juden. Wir gedenken heute natürlich besonders der Opfer der Schoah. Wir gedenken aber auch aller Opfer, die unter dieser Diktatur gelitten haben, misshandelt, verfolgt und vernichtet wurden. Wir gedenken der Opfer von Sinti und Roma; wir gedenken der behinderten Menschen; wir gedenken derer, die aus religiösen oder politischen Überzeugungen Opfer wurden; und wir gedenken all derer, die schlicht nur deshalb Opfer wurden, weil sie anders waren.

Max Horkheimer hat geschrieben: „Die Erschlagenen sind wirklich erschlagen. Was den Menschen, die untergegangen sind, geschehen ist, heilt keine Zukunft mehr“. Von den meisten Toten der Schoah gibt es nicht einmal ein Grab. Aber unser Gedenken gibt es. Der Präsident hat darauf hingewiesen, wir haben mittlerweile eine Gedenkkultur, für die ich sehr dankbar bin.

Das Mindeste, was wir, die Nachgeborenen, heute tun können, ist, dass wir aus Respekt vor den Opfern nicht dem Vergessen Vorschub leisten, dass wir uns dem Schicksal der Verfolgten und Ermordeten stellen, dass

wir ihnen wieder Namen geben, ihre Individualität, so gut es geht, sichern. Denen dienen die Stolpersteine in den Innenstädten, die Vielzahl der Gedenkorte und vieles andere mehr. Das Mindeste, was wir tun können und müssen, ist, dafür zu sorgen, dass Minderheiten nicht ausgegrenzt und zu Sündenböcken gemacht werden, antisemitische Hetze nicht unwidersprochen bleibt, und den Kampf mit allen Mitteln des Rechtsstaates zu führen. Das ist das Mindeste, was wir auch und gerade heute tun.

Meine Damen und Herren, jüdisches Leben ist heute, 75 Jahre nach den Novemberpogromen, auch in Hessen wieder sehr lebendig. Dafür danken wir. Viele sind zu uns gekommen, gerade nach dem Fall der Mauer und der Sowjetunion. Sie hätten auch woanders hingehen können, nach Israel oder in ein anderes Land. Sie sind zu uns gekommen, in das Land der Täter. Ich empfinde dies als Auszeichnung für uns, als ungeheuer großen und mutigen Schritt derer, die gekommen sind, und als dauerhafte Verpflichtung, diesen Schritt zu würdigen und das zu vollenden, was ein ungarischer Schriftsteller einmal so genannt hat: Demokratie und Freiheit bedeuten, keine Angst mehr haben zu müssen. – Genau darum muss es gehen: keine Angst mehr haben zu müssen. Das gilt gerade für diejenigen, die heute bei uns leben.

Amos Oz, der israelische Schriftsteller, hat geschrieben: „Die Vergangenheit ist immer gegenwärtig und wird immer gegenwärtig bleiben, doch man muss sich daran erinnern, dass die Vergangenheit uns gehört und nicht wir ihr.“ Was will er damit sagen? – Das Rad der Geschichte lässt sich nicht zurückdrehen. Die Vergangenheit gehört uns. Aber an uns liegt es, auch in solchen Gedenkstunden und Tagen, gemeinsam Zukunft zu gestalten, eine friedvolle, eine tolerante, eine menschliche Zukunft für alle.

Deshalb möchte ich zum Schluss diesen 9. November 1938, diesen für Deutschland so vielfach bedeutsamen Schicksalstag, auch mit dem 9. November 1989 in Verbindung setzen. An diesem Tag fiel die Mauer. Es war eine buchstäbliche Veränderung der Welt, und es war ein deutliches Signal, ein Zeichen, ein Beweis dafür, dass Unfreiheit, dass Diktatur und Verfolgung nicht das letzte Wort haben, und das macht Mut. Deshalb hatten die Menschen, die als Nachfahren, ja, sogar teilweise als Opfer nach dem Krieg und später zu uns gekommen sind, ungeheuren Mut.

Diese Entscheidung, die sie getroffen haben, kann uns Mut machen, dass es trotz des Grauens, des kaum Fassbaren, das geschehen ist, eine Chance gibt, gemeinsam Zukunft zu gestalten, nicht zu vergessen, was war, die bleibende Verpflichtung aufzunehmen und hart dafür zu arbeiten. Heute

verneigen wir uns vor den Opfern des 9. November 1938 und den Opfern der Schoah. Sie sind nicht vergessen. Ihr Leid, ihr Schicksal, aber auch ihre dauernde Botschaft bleiben für uns bleibende Verpflichtung.



Lilli Schwethelm, Schauspielerin

## Rezitationen

### Lilli Schwethelm

Schauspielerin

#### Die letzten Tage des Seminars

*Um zwei Uhr in der Nacht des 9. Novembers 1938 kam der Hausmeister und weckte uns. Wir waren die sieben oder acht Schülerinnen, die im obersten Stockwerk des an die ILBA [Israelische Lehrer Bildungsanstalt] angrenzenden Gebäudes untergebracht waren. Das darunter liegende Stockwerk wurde von der Familie Massenbacher bewohnt, die sich um die Seminarküche kümmerte und allgemein für die technische Instandhaltung der Einrichtung zuständig war.*

*Ich war zu jener Zeit noch nicht ganz 15 Jahre alt und noch nie zu so ungewöhnlicher Zeit auf gewesen, eine Tatsache, die großen Eindruck auf mich machte. Die anderen Mädchen liefen durch den Gang und ein paar kamen in mein Zimmer, um mir zu sagen, daß ich mich anziehen solle.*

*Der Hausmeister, ein Nichtjude, stand beim Fenster und schaute auf Würzburg hinunter: „Sie brennen die Synagogen nieder und ich hörte, daß sich eine ganze Bande in diese Richtung bewegt. Nimm meinen Rat an und verlaß das Gebäude. Sie durchwühlen sicherlich das Seminar und wer weiß, vielleicht kommen sie direkt in eure Zimmer.“ Wir wußten, wer „sie“ waren und brauchten keine weitere Aufforderung.*

*Die Straße war tatsächlich mit marschierender SA und Hitlerjugend gefüllt, die sich Richtung Lehrerseminar bewegten. Da dieser Weg für uns gesperrt war, liefen wir einfach weg von Würzburg in die herbstliche, friedliche Landschaft.*

*Wir hatten in einem nahegelegenen Frauenkloster Nähen gelernt, und die Nonnen waren uns, wenn nicht als Freunde, so doch zumindest als wohlwollende Fremde bekannt. Ihre fromme Haltung schien zu zeigen, daß sie jenseits der Propaganda des Dritten Reichs und gegenüber ihrem religiösen Glauben loyal waren, etwas, das wir verstehen und mit dem wir uns identifizieren konnten. Deshalb steuerten wir instinktiv das Frauenkloster an.*

*Die gewaltigen, mittelalterlichen Gebäude waren von einer dicken Steinmauer umschlossen und das sonst geöffnete Tor war verriegelt. Wir begriffen, daß die frühen Morgenstunden nicht die beste Zeit dafür war, die*

*Aufmerksamkeit schlafender Nonnen zu erhalten. Doch wir stellten bald fest, daß etliche von ihnen mit einer frühmorgentlichen Gebetsprozession beschäftigt waren und eine hinter der anderen mit Kerzen und wogenden Gewändern still um das Gebäude lief.*

*Wir donnerten gegen das Tor und riefen immer und immer wieder nach ihnen, aber sie schienen uns nicht zu hören. Das Eisentor blieb verschlossen. Ich war persönlich beleidigt und fühlte mich betrogen, weil ich ihrer Aura der Hingabe und unbefangenen Güte vertraut hatte.*

*Als die Morgendämmerung den Himmel erleuchtete, bemerkten wir rauchende Feuerschwaden über der Stadt. Der Bericht des Hausmeisters war bestätigt; Synagogen und jüdische Häuser und Geschäfte brannten. Wir konnten nicht länger unentschlossen in der Nähe der Klostermauern bleiben und steuerten daher Würzburg an. Die Straßen waren verlassen und noch dunkel, unsere Schritte das einzige Geräusch um uns herum.*

*Doch bald schon hatten wir einen Begleiter. Ein Motorradfahrer in Lederanzug und Schutzbrille folgte uns leise und langsam. Wir versuchten ihn abzuhängen, indem wir die Straßenseite wechselten oder schnell in Seitenstraßen einbogen. Er blieb hartnäckig auf unseren Fersen, eine stille, geisterhafte Verkörperung der bösen Kräfte, die in der Nacht freigesetzt worden waren.*

*Endlich kamen wir am Haus des Präsidenten der Kehillah an, das an die schwelende Synagoge angrenzte. In der Wohnung liefen Leute hin und her, kamen mit neuen Informationen von draußen, bekamen Erfrischungen und gingen wieder. Während der Stunden, die ich dort verbrachte, konnte ich nicht herausfinden, wer zur Familie gehörte und wer wie ich nur vorübergehend Schutz suchte. Es war eher so, wie ich mir ein militärisches Hauptquartier einer belagerten Stadt vorstellte.*

*Ich erinnere mich, daß ich mit ein paar älteren Leuten dort meine Pläne für die unmittelbare Zukunft beratschlagte. Ich beschloß, meine Eltern anzurufen, die zu der Zeit immer noch in einem Dorf in Oberhessen, in Nieder-Ohmen, lebten. Es gelang mir, mit meiner Mutter am Telefon zu sprechen, und ich traf sie beunruhigt und einer Panik nahe an. Die „Volksaktion“ hatte ihren Tribut auch in Nieder-Ohmen gefordert. „Sie“ hatten unser Haus durchsucht und meinen Vater in eine andere Stadt verbracht, wo sie ihn festnahmen und ins Konzentrationslager Buchenwald schickten. Meine Mutter war alleine in Nieder-Ohmen mit den Überbleibseln der jüdischen Gemeinde zurückgeblieben.*

*Wir beschlossen, daß ich nach Frankfurt am Main, etwa 80 km von Würzburg, fahren und dort vorübergehend bei Verwandten bleiben würde. Sobald es die Situation erlaubte, würden wir uns in Frankfurt treffen. Meine Schwester, ihr einziges anderes Kind, war unterdessen erst einmal in der Jüdischen Bezirksschule in Bad Nauheim sicher.*

*Es war zu der Zeit unmöglich, irgend etwas meiner Sachen aus dem Seminar herauszuholen. Irgend jemand muß mir an jenem Tag etwas Geld geliehen haben, denn ich ging zum Bahnhof und kaufte mir einen Fahrschein nach Frankfurt.*

*Im Zug versuchte ich mich so unsichtbar wie möglich zu machen, was nicht sehr schwer war für ein 1,60 m großes Mädchen von 50 kg. Mein Abteil war neben Hausfrauen und ganz gewöhnlichen Männern voll von Parteimitgliedern, manche in Uniform, andere mit Abzeichen, die Rang und Untergruppe anzeigten. Es wurde viel über die „politischen Ereignisse“ und die „verdiente Strafe“ für die „Judenschweine“ wegen des Mordes an einem deutschen Attaché in Paris diskutiert.*

*Der Konsens der Diskussion war, daß es dem deutschen Volk nun reichte und sich die „jüdischen Parasiten“ besser vorsähen. Ich fühlte mich sehr verdächtig, wie ich in meiner Ecke des Abteils kauerte.*

*Als ich Frankfurt in der Dämmerung erreichte, wagte ich es nicht, öffentliche Verkehrsmittel zu benutzen und beschloß, zu irgendwelchen Freunden zu gehen, die in der Nähe des Bahnhofs wohnten. Name und Adresse meiner Biologielehrerin Dr. Fuchs an der Samson-Raphael-Hirsch-Schule in der Nähe des Zoos kamen mir blitzartig ins Gedächtnis. Sie war eine untersetzte, rothaarige Dame, die sich sehr um die hygienischen und allgemeinen gesundheitlichen Gewohnheiten ihrer Schüler kümmerte. Ich steuerte auf ihr Apartment zu und seltsamerweise begleitete mich wieder ein wortloser Motorradfahrer, der mir nicht von der Seite wich. Ich erschauerte.*

*Endlich kam ich völlig erschöpft bei Dr. Fuchs' Apartment an. Als ich die Treppe hinaufkam, führte sie mich in ihre bequeme Wohnung und schaute mich fragend an. Sie brauchte nichts zu sagen und ließ mich einfach Platz nehmen und etwas warme Milch trinken. „Wir werden alles morgen bereiden“, sagte sie, gab mir ein warmes Abendessen und bereitete ein Bett für mich. Als sie das Licht dämpfte, gab sie mir einen Gedichtband von Christian Morgenstern. Ich schlief ein mit den Zeilen:*

*Es war einmal ein Lattenzaun  
Mit Zwischenraum  
hindurch zu schau'n...*

*Ich erinnere mich vage daran, daß ich ein paar Wochen später nach Würzburg zurückging, um ein paar meiner Sachen zu holen. Der Ort war ziemlich leer, es lag etwas von Endgültigkeit in der Luft, eine sichere Nachricht, daß ein Kapitel in der Geschichte der deutschen Juden zu Ende gegangen war.*

Diese Erinnerung wurde aufgeschrieben von der Dichterin Hilda Stern Cohen, geboren 1924. Zum Zeitpunkt des geschilderten Geschehens war sie 14 Jahre alt.

Als kleines Mädchen begann Hilda Stern bereits mit acht Jahren, Gedichte zu schreiben. Das Dorf, in dem sie lebte, heißt Nieder-Ohmen und liegt im hessischen Vogelsberg in einer idyllischen Landschaft.

Nicht idyllisch verlief das Leben dieses Mädchens, denn sie war Jüdin und durchlebte als Jugendliche und als junge Frau bereits alle Schrecken, die der Naziterror für Menschen ihrer Herkunft zu bieten hatte.

Hildas Familie wurde 1941 in das Ghetto von Łódź deportiert (damals Litzmannstadt), wo ihre Eltern, ihre Großeltern und ihr Jugendfreund Horst dem Hunger und der Schwindsucht erlagen.

Zwischen 1945/46 muss Hilda auf ihre Auswanderung in die USA in einem Camp for Displaced Persons in Österreich warten. In dieser Zeit schreibt sie, neben zahlreichen Gedichten, auch Erinnerungen an das Ghetto nieder.

[Horst, Hildas Freund, liegt bereits im Sterben]

*Draußen verwandelte sich der Fußboden in ziehenden Lehm. Der Himmel zerkroch, die Erde zerkroch – nur das Elend stand groß und fahl, das allmächtige Gespenst der Unvergänglichkeit stand fest in den Gassen. Sie zogen den Pfuhlwagen - hü - ho - hü, zehn Sklaven, besudelt, schwankend von Not, und die holzschuhbeschwerten Füße voll vom Wasser des Hungers. Hü - ho - hü - zehn Fuhren brachte man bis zum Mittag – sonst bekam*



*man die Suppe nicht - hü - ho die heiße, die rote, lange Suppe, hü - ho - hü.  
Mich friert, mich friert schrecklich, ich zittere am ganzen Körper. Ein leichtes Würgen packt mich am Hals – Horst stöhnt. „Willst du nicht aufstehen – ich muß die Decken schütteln.“*

*Ich schüttele die Decken,  
die traurigen Decken,  
die Decken voll Elend,*

*voll Staub und voll Pein,  
und bett' meine Sehnsucht,  
die lechzende Sehnsucht,  
die Sehnsucht nach Wollust und Wärme hinein.  
Ich streichle den Spiegel,  
den fleckigen Spiegel  
bedecke sein altes geborstenes Gesicht,  
und kose mit Lippen verhungerten blauen  
gespiegelter Augen verglimmendes Licht.*

*Ich strähle die Haare,  
die strähnigen Haare,  
als wenn ich die Wirrnis der Herzen gestrahlt,  
ach, zwischen zerrissenem Hemd und den Rippen  
hat sich der Staub mit der Schwindsucht vermählt.*

*Ein Schüsselchen Wasser  
- es leckt meine Hände und  
friert in den Puls mir das Elend ein -  
ich schüttele die Decken,  
die traurigen Decken  
und bett' meine Sehnsucht nach Wärme hinein.*



## **Vor dem Tode meiner Mutter**

*Du hast die Augen, liebe Mutter,  
zum letzten Mal mir aufgetan,  
aus diesen Augen, liebe Mutter,  
sieht mich der Tod schon grinsend an.*

*Starr ist dein Mund schon, liebe Mutter,  
so sagen deiner Augen Schein,  
Leb wohl, ich werde niemals Mutter  
und du wirst niemals Kind mehr sein.*

*Mit deinen Augen, liebe Mutter,  
folgst du mir lang zur Tür hinaus,  
dann löscht in deinen Augen, Mutter,  
mein Leben aus – dein Leben aus.*

## **Gebet**

*Mein Gott! Jetzt muß ich beten!  
Es stammelt meine Seele ihre Pein,  
Es stammeln meine Lippen wirre Worte,  
laß mich ein Kind und wieder gläubig sein  
und einfach und vertrauend zu Dir reden.*

*Mein Weg ging über bodenlose Tiefen  
auf Deinem Rücken wie auf einem Steg.  
Wenn der Vernichtung tausend Stimmen riefen,  
ging taub und blind ich sicher meinen Weg.*

*Steif ist mein Mund zu danken und zu bitten,  
doch meine Seele glüht in Fieberpein.  
Ich weiß nicht, bin ich wiederum entglitten.  
Oh, möchtest weiter Du mein Führer sein.*

Die Sprache ihrer Kindheit, mit der Hilda schon als junge Frau so virtuos umging, war die Sprache von Mördern und Henkern geworden. Den Widerspruch schmerzhaft empfindend, schafft sie in kurzer Zeit ein bemerkenswertes poetisches Werk. In dem folgenden Gedicht legt Hilda Zeugnis ab über ihre seelische Zerrissenheit in der deutschen Sprache – ihrer Muttersprache.



Georg Crostewitz,  
Musikbegleitung

## **Genagelt ist meine Zunge**

*Genagelt ist meine Zunge  
an eine Sprache, die mich verflucht,  
hineingehämmert  
in meine Ohren  
mit den Tönen der Liebe,  
und des fressenden Hasses.*

*Hineingespiegelt  
in meine Seele  
die mächtigen Geister ewiger Schriften,  
die alten Türme der Städte,  
die grünenden Buchenwälder,  
die Flüsse kleine und eilige  
und die Sterne, die nächtens darüberstehen.*

*Hereingespiegelt  
in meine Augen  
der gedruckte Unrat keifender Pamphlete,  
der sperrende Stacheldraht,  
die wohlgemauerten Verließe der Schande,  
und die Scheinwerfer, die das Gift in die Dämmerung jagen.*

*Liebe und Haß haben sich getragen  
zum Kreuz, an das mein Herz geschmiedet ist und meine Zunge.*

## Es liegt eine monatelange Pause

*Es liegt eine monatelange Pause zwischen den letzten Worten - gespenstische Erinnerungen der Hölle - und diesen. Ein Abgrund von Müdigkeit, Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung dehnt sich tot und leer zwischen gestern und heute. [...]*

*Ich weiß nicht, warum ich wieder hier sitze und schreibe. Keine Freude, keine Spannung treibt mich - nur das Warten und vielleicht doch - die Hoffnung. [...]*

*Wir gingen so einen langen Weg über die Brücke, durch all den ziehenden Schlamm des Ghettos, eine lange, tausendköpfige Reihe. [...] Man führte uns an das Riesenquadrat eines freien Platzes. Man stellte uns hin. Wir waren nicht das einzige Kollektiv, das man „aufstellte“, der ganze Platz war in seinen korrekten Winkeln mit dunklen Menschengruppen ausgezäunt.*

*Es war ein alter Platz, ein alter polnischer Platz in einer polnischen Stadt. Uns gegenüber - da stand eine Kirche. Eigentlich zwar nur das Bein einer Kirche, der Fuß gleichsam. Es war nämlich eine spitze Ecke, die da hervorstach, die irgendwie scheu hinaufblickte zu dem spitzen Haupt, das sich mühte, in den Wolken zu verschwinden. Es verschwand nicht ...*

*Ja, und da stand dort ein Kruzifix. Kruzifixe sollten für mich wenig Bedeutung besitzen. Ich bin eine Jüdin und sympathisiere immerhin mit Moses' Lehre. Nein, ich gebe zu, damals ist mir nichts dergleichen durch den Kopf gegangen - denn ein Galgen stand in unserer Mitte.*

*Ja, du Jesus dort am Kreuze - so aus grobem, unsauberem Steine, sah ich dich schon hunderte- vielleicht tausend Mal. Höre du Jesus, du, du dort - dort am Kreuze - hörst du, hörst du? Was gilt dir der Galgen - der Galgen für deinen Bruder - deinen Bruder. Denn der dort hängen wird, das ist kein armer Schächer, den deine Liebe entsündigen muß. Nein, nein, du Jude Jesus - den sie dort hängen werden, das ist dein Bruder, dein Bruder aus Geist und Fleisch - aber Vater, verzeihe ihnen nicht - denn sie wissen, was sie tun!*

*Der Jude Jesus dort am Kreuz senkt den Kopf, er senkt ihn schon so tausend Jahre - mir scheint aber, daß er ihn jetzt ein wenig tiefer gesenkt hat. So als ob eine große Last noch dazu gekommen sei zu seinen großen tausendjährigen Lasten.*

*Also ein Galgen steht in unserer Mitte. [...]*

*Ein Auto spielt heran - eine hellblaue Limousine, eine schlanke Limousine - tatsächlich eine spiegelnde Limousine.*

*Sechs grüne Uniformen steigen aus, zwei Maschinenpistolen, sechs Totenköpfe und sechs blanke Stiefel. Die beiden Maschinenpistolen richten sich auf die viereckige Menge - drehen sich her und hin - hin und her - sie halten uns in Schach.*

*Ein merkwürdiges Schachspiel, das mit Maschinenpistolen gegen die Bauern zieht ...*

*Die übrigen vier rauchen Zigaretten - sie genießen sie sogar - sie schmauchen - sie lächeln sogar und spielen mit dem Gold an ihren fetten Fingern.*

Hilda überlebte das Ghetto und wurde 1944 weiterdeportiert nach Auschwitz:

## **Der Zug**

*Durch die Nacht, die - eine schwüle Höhle -  
unser helles Land in sich verschlingt  
braust ein Zug, faucht über blanke Schienen,  
schmettert, kracht in eine schwarze Ferne.*

*Hier und da rinnt vom Gewölk das Mondlicht,  
blinzelt hier und da, gescheucht, ein Sternlein.  
Flüsse glucksern, leise aufgeschüttert  
bis die Nacht sie wieder stumm umschließt.*

*Tief in einem Wald von tausend Bäumen  
wacht ein Lüftchen, das heimlich davonfliegt  
und sich stößt am Eisengitterfenster  
von versiegelten Waggonen.*

*Dumpf brütet die Nacht - in den Waggonen  
brütet eine schneidend steife Hitze,  
leise wimmern weißhaarige Weiblein  
und dazwischen dünne Kinderstimmchen.*

*Koffer pressen da - so volle Koffer -  
und dazwischen kleben feuchte Leiber,  
röcheln angstgeschnürte Menschenkehlen,  
bohren Augen in das harte Dunkel.*

*„Mutter, ich ersticke!“ - Keine Antwort -  
„Mutter, ich ersticke!“ - Kaum ein Seufzer -  
Zwischen Koffern - ach, so schweren - liegt die Mutter  
und sie fühlt es in sich quellen, qualvoll schwellen.*

*Sie versucht ein paarmal: „Gott!, mein einz'ger!“  
doch dazwischen pfeift der Zug ein schrecklich Pfeifen,  
ruckt mit einem wilden Satz nach hinten,  
stürzt sich dann, besessener noch, weiter. -*

*Die Erschütt'ung hebt die schweren Koffer,  
würfelt sie inmitten Menschenleiber,  
würfelt wiederum zurück in schnellem Sturze  
Kisten, Koffer, Kind und Kegel.*

*Weiter rast der Zug - schon weicht das Dunkel -  
her und hin verwirren sich die Wolken,  
werden heller hier und dunkler dorten,  
bis die Dämmerung schließlich sich verbreitet.*

*Plötzlich – wie ein Maul, ein aufgesperrtes,  
öffnet sich ein himmelhoher Bogen,  
rafft mit blanken Zähnen, den Geschützen,  
leckt mit gier'gen Zungen – blut'gen Fahnen.*

*Blind dazwischen rasen die Waggone –  
noch ist nicht der Tag voll auferstanden.  
Zwielicht deckt umher die graue Erde,  
und die Sonne duckt sich im Gewölke.*

*„Halt“! Ein scharfer Ruck - und steh'n  
und - ganz verschlungen ist der Zug.  
Drinne aber lastet schaurig Schweigen –  
Schatten wachen schon an Tür und Fenstern.*

*Schatten öffnen Tür'n und Fenster,  
und es wachsen blanke Schädel  
höhnisch grinsend in das Inn're –  
Kegel, die vom Tode präsentiert ....*

*Menschen aber sind es, Blut und Knochen –  
Fleisch auch hier und da – die dich herausführ'n.  
Ihrem alten Meister Grauen treu,  
üben stumm und ernst sie ihr Geschäfte.*

*Hunde kläffen, grinsend steh'n dazwischen  
viele grüne Teufel, Zigaretten blaffend,  
mit den braunen Lederpeitschen klatschen  
sie erwartungsvoll an ihre Stiefel.*

*Kinder purzeln, weißhaarige Weiblein,  
Männer, Frauen wie ein wüster Regen,  
schütten Menschen, Menschen  
sich aus den Waggonen.  
Schneller fasst das Grau'n mit Knochenfingern  
fester um die längst geschnürten Kehlen,  
kaum ein Keuchen durch das grause Schweigen,  
nur die Peitschen fauchen hin und wieder.*

*Noch hat sich die Sonne nicht gesammelt,  
um mit scharfen Strahlen anzudringen,  
rot zerflossen hinter grauen Nebeln,  
schwankt in einer ungewissen Sicht sie.*

*Zwischen Stacheldrähten und Baracken,  
bahnt sich eine wohlgebaute Stadt –  
niemals ist ein Stiefel noch geglitschet  
über Pfützen Blutes oder Tränen.*

*Rechts wartet ein Tor und links ein Schornstein –  
und ein Wink des Daumens zeigt die Richtung.  
Hier und da - ein Quietsch - ein „Mutter, Mutter!“  
und dann - steigt ein Feuer - und die Sonne ...*

## **Heimat**

*Überall ist meine Heimat,  
überall mein rastlos Herz,  
überall sind meine Träume,  
überall mit mir der Schmerz.*

*Überall kommen Nächte  
täglich gleich auf mich herab,  
überall ist eine Sehnsucht,  
überall find' ich ein Grab.*

Betrachten wir es als einen Teil unserer Heimatkunde, zu wissen, dass die Dichterin Hilda Stern Cohen, die - aus ihrer Heimat deportiert - Ghetto, Auschwitz und Todesmarsch überlebte, die die Wirren und Härten im Camp for Displaced Persons überstand, die schließlich im fernen Amerika

eine Familie gründete, einmal ein hessisch-jüdisches Mädchen aus Nieder-Ohmen war.

Hilda Stern Cohen starb 1997 in den USA. Sie hatte drei Töchter und zwölf Enkelkinder.

Sie war gerade erst 21 Jahre alt, als sie in einem Brief an ihre Verwandten in den USA folgende Zeilen verfasste:

Aus „**Meine Lieben**“:

*Unsere lieben, nie vergessenen Toten, die wie so viele andere in der Erde Polens wirklich vor meinen Augen begraben wurden – sie sind sicher im Geiste bei Euch wie auch bei uns. Und sie sind uns, unter ihren verlassenen Gräbern in Polens kalter Erde – der große Mahnruf an das einzige Echte im Leben, an das menschliche, das wirklich menschliche Herz.*

*Man redet sehr oft vom jüdischen Herzen, es mag etwas Wahres dran sein - es wäre besser, man käme langsam zur Erkenntnis, daß jeder Mensch aus den gleichen Substanzen aufgebaut ist - auf daß der Krieg von der Welt ausgerottet werde und die unnützen Tränen endlich aufhören zu fließen.*

Mit einem Zitat von Elie Wiesel möchten wir diesen Vortrag und die Gedenkstunde beschließen:

„Die Menschheit muss sich daran erinnern, dass der Friede kein Geschenk Gottes an seine Geschöpfe ist.

Er ist ein Geschenk, das wir uns gegenseitig machen müssen.“



Hilda Stern, 1945

## Anhang

Zur Dichterin Hilda Stern ein Beitrag ihres Ehemannes Werner V. Cohen, übernommen aus

*Genagelt ist meine Zunge - Lyrik und Prosa einer Holocaustüberlebenden*  
Band 2 der Reihe MEMENTO

Gemeinsame Schriftenreihe der Ernst-Ludwig Chambré-Stiftung zu Lich und der Arbeitsstelle Holocaustliteratur. Herausgegeben von Klaus Konrad-Tromsdorf und Sascha Feuchert, 2003

### Statt einer Einleitung

Die sieben Schulhefte lagen in der untersten Schublade. Nach Hildas Ableben im August 1997 galt es schließlich, ihren Nachlass aufzuräumen.

Die Hefte fielen mir erst nicht auf. Bei genauerer Hinsicht jedoch entdeckte ich Aufzeichnungen, die den größten Einfluss auf mein weiteres Leben haben sollten.

Was in Bleistift geschrieben war, war zwar nur schwer zu lesen. Aber was ich da las, zog mich unwiderstehlich in eine Welt, in eine Wirklichkeit, von der ich bisher keine Ahnung gehabt hatte. Ich war erstaunt und betroffen.

Die Texte, Lyrik wie auch Prosastücke, hatten allesamt gemeinsam, dass sie nicht zuerst die menschliche Vernunft, sondern das Menschliche im Herzen ansprachen.

Es ist wichtig zu wissen, dass ich mit Hilda über 50 Jahre zusammen war. Wir waren 49 Jahre verheiratet, hatten drei Töchter, zwölf Enkelkinder und teilten alles. Geheimnisse gab es nicht. Um so erstaunter war ich daher, dass Hilda mir gerade diese Hefte nie gezeigt hatte.

Sie hatte mir wohl erzählt von den Jahren im Ghetto Lodz, wo ihre hungern- den Eltern wie auch ihre Großeltern der „Galoppierenden Schwindsucht“ erlagen. Sie hatte auch erzählt von ihrem eigenen Überleben in Auschwitz und auf dem Todesmarsch im Februar 1945, wo man gezwungen war, selbst schlafend weiterzumarschieren, gestützt von Kameradinnen.

Sie erzählte mir all das in den Jahren, in denen sie schweißgebadet, ihr Herz rasend klopfend, in der Nacht aufschreckte. Immer wieder musste

sie die erlebten Gräuelpunkte durcharbeiten, um endlich zur Ruhe zu kommen und um endlich für sich und ihre Familie ein normales Leben gestalten zu können.

Aber erst jetzt, nach ihrem Tod, kamen diese Hefte in meine Hände, die mir ganz unerwartete Aspekte von Hildas schöpferischem Können zeigten.

Die Hefte enthielten Gedichte, Briefe, Einsichten, Einblicke in das Leben der Verfolgten vor, während und nach der Shoah. Die Wirkung war fesselnd.

Da war zuerst ihr Gebrauch der deutschen Sprache, mit der Hilda eine tiefe Vertrautheit zeigte. Sie gebrauchte die Sprache der Klassiker, aber bei ihr wirkten die Worte irgendwie einschlägiger, so wirklichkeitsnah. Man erkannte oft spielerischen Spott, an einen Heinrich Heine oder Christian Morgenstern erinnernd.

Ich konnte nur staunen über das, was Hilda im DP-Camp in Österreich 1946 als Einundzwanzigjährige zu Papier brachte. Ihre Sprachgewandtheit, ihr weites Weltbild und reifes Verständnis der menschlichen Höhen und Tiefen gingen weit über meine eigenen frühen Erfahrungen hinaus.

Hildas Werke sprechen vom *Menschsein* im Angesicht von Tod und Verzweiflung. Wie konnte ein so junger Mensch so viel erlebt und verstanden haben?

Der Entschluss, Hildas Werke einem breiten Publikum darzubieten, bedarf einer Erklärung.

Schon als Kind hatte Hilda sich als zukünftige Schriftstellerin gesehen. Ihr späteres Leben in Amerika verlangte Umstellungen, die sowohl das Aufgeben der Muttersprache als auch das erfolgreiche Verarbeiten ihrer Shoah-Erlebnisse bedingten.

Den Traum, eines Tages Schriftstellerin zu sein, hatte sie im Inneren bis zuletzt bewahrt. Jetzt bietet der Fund der Hefte die Möglichkeit, ihn schließlich doch noch zu verwirklichen.

Ein weiterer Umstand sollte hier nicht erwähnt bleiben. Hilda hatte unbeirrbares Gottvertrauen und ein stolzes Selbstverständnis als Jüdin. Das war selbst in der Hölle der Lager so, wo die systematische Erniedrigung der jüdischen Menschen durch die Unmenschen Programm war.

Hildas Gottvertrauen war eine Bedingung für ihr Überleben. Es gab ihr innere Sicherheit und ein selbstbewusstes Auftreten. Man fragte sie oft: „Wie konnte Gott die Schrecken der Shoah dulden?“ Wie der biblische Hiob gab

sie die Antwort: „Gottes Wege sind unergründlich“ und fügte dann schnell hinzu: „Eines weiß ich, dass Gott mit uns war, mit den Juden in den Ghettos und in den Vernichtungslagern, und nicht mit den Übeltätern, die uns vernichten wollten.“

Dieses Buch bringt eine Dichterin zu Gehör, deren Worte trotz aller erlittener Pein lebensbejahend und erbauend wirken. Mögen ihre Leser Hoffnung für sich und Versöhnung für die Menschheit darin finden.



ISBN: 978-3-923150-54-0